

**Judith S. Ulmer**, *Geschichte des Georg-Büchner-Preises. Soziologie eines Rituals*. de Gruyter, Berlin – New York 2006. XI/380 S., € 98,-.

Allein in der Bundesrepublik Deutschland gibt es derzeit mehr als 700 Literaturpreise, hat die Autorin der vorliegenden Studie in ihrer Einleitung zu vermelden. Es handelt sich also um ein verbreitetes Phänomen, dem die Medien viel Aufmerksamkeit schenken, ohne sich jemals zu fragen, warum sie das tun sollten – und sie tun es ja auch nur für sehr wenige Preise. Judith S. Ulmer will zum einen dieses Phänomen theoretisch, konkret: kultursoziologisch fassen, zum anderen ihre Methode an der „bedeutendste[n] Auszeichnung für deutschsprachige Literatur“ (S. 2) vorführen, am Georg-Büchner-Preis, dessen Bedeutung in der Tat unumstritten ist – trotz zahlreicher mittlerweile vergessener Preisträger, obwohl einige der wichtigsten Autoren

seit Beginn der 1950er Jahre den Preis nie bekommen haben, und trotz einiger höher dotierter Preise wie dem Joseph-Breitbach-Preis oder dem Goethepreis der Stadt Frankfurt am Main.

Auf gut 50 Seiten analysiert Ulmer zunächst Literaturpreisverleihungen – am Beispiel der Verleihung an Wolfgang Hilbig 2002 – im Paradigma Pierre Bourdieus, im weiteren Verlauf zieht sie ethnologische und ritualwissenschaftliche Perspektiven hinzu; die Studie ist unter der Förderung des Heidelberger SFB 619, „Ritualdynamik“, entstanden. Eine Preisverleihung wird als „eigenständige, mit spezifischen Aktionsmerkmalen ausgestattete Handlungskategorie“ (S. 6) aufgefasst, die sich dem Handlungstypus der „Gabe“, der „öffentlichen Ehrung, Instituierung“ (S. 14) zuordnen lasse. Die Verleihung folgt demzufolge einer Gabentauschlogik, der Preis bindet die Geber wie die Adressaten „magisch, religiös, moralisch und juristisch“ (S. 15) aneinander: Der Gabe muss die Gegengabe folgen, im Falle des Büchner-Preises die Preisrede und eine öffentliche Lesung. Nachdem die Ehrung als öffentliches Symbolhandeln stattfindet, hat sie die Möglichkeit, in ihrer Performativität das literarische Feld als Sub-Feld des kulturellen Feldes zu verändern – ein „Positionierungsinstrument im literarischen Feld“ (S. 34) für alle Beteiligten. Das Publikum hat in dieser Beschreibung lediglich akklamierende Funktion, obwohl letztlich die Leser (und die Bildungsinstitutionen, auf jeder Hierarchieebene) über die Folgenlosigkeit oder die Richtigkeit der gefällten Entscheidungen befinden. Als Handlungsmodus macht Ulmer das Ritual aus; auch Rituale haben einen performativen Aspekt, weitere wichtige, je nach Ritual unterschiedlich relevante Merkmale seien „Konventionalität, Rigidität, Redundanz und Verdichtung“ (S. 49), sie alle lassen sich für die Verleihung des Büchner-Preises nachweisen.

Die Monographie liefert anschließend eine ausführliche Geschichte des Preises von der Gründungsphase in der Weimarer Republik (1923–1932) mit all ihren politischen Schwierigkeiten, den Preis-Patron durchzusetzen, über die Wiedererrichtung nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1950) bis zur Neugründung in der heutigen Form 1951. Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung wurde zur verleihenden Institution und entthronte den Preis mit der Vergabe an Gottfried Benn seiner in erster Linie regionalen – hessischen und Darmstädter – Vorgesichte; unter den Preisträgern der Weimarer Republik sind nur noch Kasimir Edschmid und Carl Zuckmayer einer größeren Öffentlichkeit bekannt geblieben. Die Aussetzung des Preises zwischen 1933 und 1945 ist der Verfasserin ganze sechs Zeilen wert, insofern konsequent, als sie vor allem über den Akt der Preisverleihung selbst schreibt und nur ganz selten Vor- und Nachgeschichten einzelner Verleihungen in den Blick nimmt. Den größten Raum beansprucht die Beschreibung der Verleihungen zwischen 1951 und 2004, mit ausführlichen Analysen der partiell gestörten Verleihungen an Helmut Heißenbüttel 1969 und an Erich Fried 1987. Ein kleiner Exkurs stellt den gescheiterten ‚Alternativen Büchnerpreis‘ dar, die Stiftung eines Industriellen, die nach vielversprechenden Anfängen an der Willkür des Stifters scheiterte. Insgesamt zeigt sich, sicher kein überraschender Befund, dass die Akteure auf den Preisverleihungen mit all ihren Abweichungen, Irritationen, Störungen sensibel auf den je politischen Zeitgeist reagiert haben – dass es sich um kontextabhängige Phänomene handelt. Mit Bourdieu will Ulmer die Preisverleihungen als „soziale Magie“ verstanden wissen, der Akt hebt „die Eingesetzten dauerhaft von den Nicht-Eingesetzten ab“ – ein „soziale[r] Erfindungsakt“, der erzeugt, was er bezeichnet (S. 317).

Eine literatursoziologische Studie dieser Art wird man selten am Stück lesen, wenn man nicht gerade eine Rezension darüber schreibt. Ihre Qualitäten sind dennoch evident: Ulmers Buch ist eine Fundgrube, für die Büchner-Rezeption, für die intellektuellen und politischen Qualitäten des literarischen Lebens, lesenswert auch als exemplarischer Versuch, nicht bei der bloßen Historiographie stehenzubleiben, sondern methodisch tragbare Untersuchungsinstrumente zu entwickeln. Im Material selbst gibt es immer wieder schöne ironische Pointen, wenn etwa die Büchnerpreisrede von Christa Wolf als „der evidenteste Fall verweigerter Subversion“ (S. 262) gesehen wird, oder wenn ausgerechnet Martin Walser, dessen Profil sich ja mittlerweile etwas verändert hat, in seiner Rede (1981) den Autoren der sogenannten Neuen Subjektivität „Egomanie und Beschränktheit“ vorgeworfen hat (S. 263). Dass die Studentenbewegung schon in ihren Anfängen politisch nicht gerade geschmackssicher war, zeigt eine angedrohte und dann nicht durchgeführte Aktion zur Preisverleihung an Wolfgang Hildesheimer: Eine „aktion gezielte demokratie“ hatte angekündigt, während der Laudatio werde Senfgas ausströmen (S. 203). Getroffen werden sollte damit die Akademie; gerade während einer Rede auf Hildesheimer wäre dies aber eine infame politische Aktion gewesen: Er war

1933 mit seinen Eltern nach England, dann nach Palästina emigriert, war dann nach ein paar Monaten als Übersetzer bei den Nürnberger Prozessen in Deutschland geblieben. 1957 hatte er erneut das Land verlassen und sich im Puschlav, in der italienischen Schweiz niedergelassen, weil er Deutschland in den 1950er Jahren als unverändert antisemitisch empfunden hatte. Auch dass die Bundespost dem Preispatron Georg Büchner noch zum 150. Geburtstag keine Marke drucken wollte, sondern Karl May, Ludwig von Bayern und den Mainzer Karnevalsverein attraktiver fand, ist ein schöner Fund (S. 269). Ulmers Recherchen haben sich auf Archive, zuvörderst auf das der Akademie selbst, und auf die Tagespresse erstreckt; diese Quellen sind nicht exzessiv, aber doch repräsentativ ausgewertet worden.

Besonders der methodische Rahmen überzeugt, allerdings überzeugt er als Rahmen: In der Beschreibung konkreter Konfliktfälle versagt Bourdieus Begrifflichkeit offenbar, insbesondere sein Feld-Begriff, mit dem Ulmer hier immer wieder arbeitet. Alle Störungen im Ablauf werden Interaktionen zwischen dem politischen und dem literarischen ‚Feld‘ zugeschrieben, und diese Erklärungen werden leicht mechanisch – die Akademie habe sich etwa nach dem Eklat auf der Verleihung an Heißenbüttel 1969, als studentische Protestierer von der Polizei geräumt wurden, „demonstrativ auf die Stärkung der eigenen Autorität“ verlassen und auch auf den folgenden Verleihungen auf einem öffentlichen Akt bestanden, sich damit „gegenüber dem politischen Feld“ abgegrenzt (S. 243). Zweifellos hat Bourdieu dem literarischen, dem künstlerischen Feld überhaupt Autonomiebestrebungen attestiert, war sogar der Auffassung, vor den Programmikern einer autonomen Kunst am Ende des 19. Jahrhunderts dürfe man strengenommen gar nicht von Künstlern sprechen. Gerade für das literarische ‚Feld‘ überzeugt diese Autonomiethese kaum, den politischen Einflüssen *können* die Protagonisten dieses Feldes gar nicht entgehen, während sie doch auch versuchen, dort Einfluss zu nehmen – und nichts anderes beschreibt Ulmer in ihrer Studie, wenn sie meint, dieser Bürgermeister habe Einfluss auf das literarische Feld zu nehmen getrachtet, jener Schriftsteller habe sich grenzüberschreitend in seiner Rede in dieser oder jener Richtung geäußert. Das geht wie das Brezelbacken, links der politische Kringlel, rechts der literarische. Allerdings ergeben erst beide Kringlel zusammen die Brezel, wie die Verfasserin durchaus erkannt hat – es geht eben um „gesellschaftlich wirksame wie auch [...] sozial geprägte Handlungen“ (S. 297).

Für die ausführlich dargestellten Verleihungen (Benn, Heißenbüttel, Fried) hat sie auch die jeweiligen Poetiken rekonstruiert, durchweg solide, kenntnisreiche Versuche, auch wenn sie sich überwiegend auf Selbstausagen der Autoren stützt und die zugehörige Forschung kaum zu Rate zieht.<sup>1</sup> Dass es vor dieser Studie bereits eine Literatursoziologie gegeben hat, ist ebenfalls nicht aus dem Buch selbst zu erfahren, die Einleitungen zu größeren Abschnitten sind nur nach enzyklopädischen Literaturgeschichten gearbeitet; innerhalb des akribischen Methodenauftritts und der nicht minder akribischen Rekonstruktion des Gegenstandes lassen sich diese Aspekte aber verschmerzen. Irritierender ist eine Lücke, die nicht Ulmer zu verantworten hat: Ihre Studie stellt den Akt der Verleihung selbst ganz ausschließlich in den Mittelpunkt und feiert ihn als konsekrierenden Akt, der zur Kanonisierung des jeweiligen Autors beiträgt. Es wird nicht diskutiert, ob den Schritten vorher nicht eine ähnliche Bedeutung zukommt: Die Akademie gibt den Preisträger der Öffentlichkeit ja weit vor der eigentlichen Verleihung bekannt, und damit setzt die Aufwertung des Betroffenen schon ein. Und die spannendsten Teile einer Entscheidungsfindung sind die nichtöffentlichen, die Vorschläge, die Debatten innerhalb der Jury – auch sie spielen allenfalls für die ersten Jahre eine Rolle, die Dokumente der Weimarer Republik und der ersten Nachkriegsjahre waren offenbar, soweit sie erhalten sind, auch zugänglich. Anders die Entscheidungen seit 1951: Hier konnte Ulmer nur andere Kandidaten nennen, wenn durch Indiskretionen aus der Jury selbst Namen an die damalige Tagespresse gegangen waren. Es ist bedauerlich, dass die Akademie hier nicht die Akten freigegeben hat, wenigstens die einer Tagesaktualität enthoben von vor 25 oder 30 Jahren.<sup>2</sup> Man wüsste schließlich schon gern genauer, warum Autoren einer bestimmten politischen Couleur den Preis nie erhalten haben, ich denke an Alfred Andersch, Heinar Kipphardt, Peter Weiss, der ihn dann sozusagen als *pars pro toto* wenigstens postum doch noch

<sup>1</sup> Bei Benn hat es offenbar nicht einmal zu den Briefeditionen gereicht; ein Brief Benns an Jünger wird nach der Reclam-Edition der Preisreden 1951–1987 zitiert (vgl. S. 153).

<sup>2</sup> Ulmer nennt die Gründe für diese Einschränkung nicht explizit; nur in einer Fußnote ist etwas verschämt von einem „mit Zitataufgaben belegte[n] Juryprotokoll“ die Rede (S. 229).

bekommen hat; oder warum Arno Schmidt als bedeutendster Sprachartist seit 1945 nicht zum Zuge kam, während zum Beispiel Heinz Piontek – ein Jahr nach *Abend mit Goldrand* – den Preis erhielt. Dass Debatten über heute Schreibende noch nicht wissenschaftlich aufgearbeitet werden sollen, ist natürlich nachvollziehbar, auch wenn die Kritikerseelen gern wüssten, wann Urs Widmer oder Uwe Timm endlich ausgezeichnet werden. Oder Eckhard Henscheid, oder Thomas Hürlimann, oder, oder. Obwohl die aktuelle Wahl 2008, Josef Winkler, nur euphorisch begrüßt werden kann.

Zwischen all der Akribie stören etliche Fehler, die sich eingeschlichen haben, ohne nun ganz ins Silbenstechen abrutschen zu wollen: Der Kleist-Preis ist nach der letzten Verleihung in der Weimarer Republik 1932 (S. 68) ähnlich dem Büchner-Preis wiedererrichtet worden, allerdings erst 1985 mit der ersten Verleihung an Alexander Kluge. Der erste und letzte Präsident der DDR hieß nicht Wilhelm Tieck (S. 131); die „Gruppe 47“ gewann nicht seit 1950, sondern erst seit Ende der 1950er, eher Anfang der 1960er Jahre an Wirksamkeit (S. 191 f.), wie neuere Literaturgeschichten belegen können; die „mysteriösen Selbstmorde“ der RAF-Führungsmitglieder fanden nicht 1979 statt (S. 259); Kurt und Sabine Groenewald heißen tatsächlich Groenewold (S. 288 f.); hinzu kommen zahlreiche Tipp- und auch ein paar Satzfehler. Sonst mag man noch bedauern, dass der eine oder andere geschätzte Autor nicht so breit vorkommt, wie man sich das gewünscht hätte, aber das sind nur subjektive Valeurs – die Auswahl der herausgestellten Verleihungen ist jedenfalls wasserdicht und nicht nur theoriegeleitet, wie gut auch Benns Autonomieästhetik zu Bourdieus Feld-Begriff passen mag.

Universität München  
Institut für Deutsche Philologie

*Sven Hanuschek*

Schellingstraße 3  
D-80799 München

svn.hanuschek@germanistik.uni-muenchen.de